

Neuß-Grevenbroicher Zeitung

Telephon Nr. 55.

Größte und meistverbreitete Zeitung

der Kreise Neuß und Grevenbroich

Telephon Nr. 55.

Die Neuß-Grevenbroicher Zeitung erscheint tägl. mit Ausnahme der Sonn- u. Feiertage. Als Gratisbeigabe täglich das Unterhaltungsblatt „Der Hausfreund“, wöchentlich die landwirtschaftliche Beilage „Rhein-Bauernfreund“ und das St. Quintinusblatt. — Preis pro Quartal in Neuß durch Boten in's Haus gebracht, auswärts an der Post abgeholt M. 1.50. Das illustrierte Sonntagsblatt wird den Abonnenten gegen einen Mehrbetrag von 15 Pfg. pro Quartal beigegeben. — Die Zeitung kann auch pro Monat à 50 Pfg. abonniert werden. —



Inserate finden durch die Neuß-Grevenbroicher Zeitung die weiteste Verbreitung und haben bei dem kauftüchtigen Lesepublikum unseres Blattes die beste Wirkung. Preis für die neugepaltene Zeile oder deren Raum 15 Pfg., außerhalb der Kreise Neuß u. Grevenbroich 20 Pfg., für die vierspaltige Reklamazeile 70 Pfg. Anzeigen erbeten an die Expedition bis 6 1/2 Uhr abends für die Nummer des folgenden Tages. Annoncenannahme durch alle bewährten Annoncen-Expeditionen. Expedition: Neuß, Niederstraße 46.

Nr. 667.

Redaktion J. G. G. G. G.

Samstag, 6. Dezember 1913. (Nikolaus, Dionysia.)

Rotationsdruck und Verlag der Gesellschaft f. Buchdruckerei, Neuß.

40. Jahrgang.

Politische Rundschau.

Gr. Neuß, 5. Dezember.

Es ist endlich genug des grausamen Spiels von Zorn, diese Ueberzeugung beherrscht wohl alle bürgerlichen Kreise Deutschlands ohne Unterschied der Partei. Die Dinge haben sich fast zu einem militärischen Uebermut entwickelt, der mit der Zivilgewalt sein Spiel treibt. Hat man es denn schon erlebt, daß die Zivilbehörden einfach an die Seite geschoben werden, daß Bürgermeister und Landrat ihrer ordnungsmäßigen Befugnisse von einem Regimentskommandeur entbunden werden? Und das ist nicht etwa das Ereignis eines Tages, sondern das dauert nun schon eine Zeit lang und wird immer schlimmer und greift sogar auf andere Orte über. Im Reichstage mußte der Reichskanzler am Montag noch erklären, daß er noch nicht hinlänglich unterrichtet sei. Diese Langsamkeit erscheint uns in einer so wichtigen, alle Volksteile erregenden Angelegenheit bedenklich. Da scheint doch ein Fehler in der ganzen Organisation der reichsständischen Verhältnisse zu liegen. Der Staatshalter mußte jedenfalls früher eingreifen. Statt dessen scheint man eher noch den unangebrachten militärischen Schneid begünstigt zu haben. Man sprach schon früher von einem Wechsel in der Verwaltung der Reichslande. Daß jetzt diese Frage erneut auftritt, braucht nach den Dingen von Zabern wirklich nicht Wunder zu nehmen. Auf diese Weise gewinnt man ganz gewiß nicht die Herzen der Elsaß-Lothringer, und ebenso wenig wächst dadurch die Sympathie für das Heer. Hier gilt es gründlich aufzuräumen mit einem System, das nicht nur eine Gefahr für das freie Bürgerium ist, sondern welches auch den notwendigen inneren Frieden bedroht und endlich der sozialdemokratischen Propaganda neue reiche Nahrung zuführt.

Am vergangenen Sonntag ist in Berlin der dritte deutsche Arbeitertag zusammengetreten, zu dem sich die christlich-national gesinnten Arbeiter zusammenfanden. War es eine entscheidende Stellungnahme zur Vertretung berechtigter Interessen, so war es andererseits auch eine wirkungsvolle nationale Kundgebung von zielbewußten Männern, die ernstlich gewillt sind, mit aller Kraft für das Wohl aller Stände und des ganzen Vaterlandes einzutreten. Mit Recht widmete die Regierung dieser Tagung ihre volle Aufmerksamkeit, wie denn auch der Kaiser auf ein Puldungstelegramm ausföhrlich antwortete. Möge diese Tagung der Sache der christlichen Gewerkschaften von Nutzen sein, im Kampfe gegen den Umsturz sind und

bleiben sie die Kerntruppen. Dessen sollte man sich allenthalben mehr als fähig bewußt sein.

In seiner bekannten großzügigen Weise hat am vergangenen Samstag der bayerische Ministerpräsident Hr. v. Hertling zunächst mit seinen liberalen Gegnern abgerechnet, sodann ihnen auch nicht ein Einwand übrig blieb. Bemerkenswert ist seine Erklärung, daß die Handhabung des Jesuitengesetzes sich zum mindesten nicht für alle Staaten in der jetzigen Handhabung aufrecht erhalten lasse. Dankbar wird man ihm auch im ganzen Rechte für die Erklärung sein, daß in der absehbaren Zeit nicht mehr an neue Heereslasten zu denken sei da das Volk nicht imstande sei, weitere Lasten auf sich zu nehmen. Wir möchten wünschen, daß auch der Reichskanzler sich zu einer ähnlichen Erklärung verstände. Man darf ja wohl erwarten, daß auch er sich zu der gesamten politischen Lage äußern wird. Es wird dann auch dem Auslande gegenüber ein solches Wort von großer Bedeutung sein.

Dem badiischen Landtage ist gleich wieder eine Vorlage zugegangen, um die aufgehobene Gefandtschaft beim bayerischen Hofe wieder herzustellen. Bekanntlich hatten Liberale und Sozialdemokraten dieselbe gestrichen, um gegen das dort herrschende christliche Regiment zu protestieren. Um dieses unerhörte Kränkung des befreundeten Bundesstaates zu vermeiden, hatte der Großherzog die Kosten der Vertretung aus eigener Tasche bezahlt. Jetzt haben die Liberalen erneut Gelegenheit zu zeigen, ob sie noch unter dem Joch der roten stehen. Jedenfalls haben sie sich mit dieser Sache weder Freunde noch Ruhm geholt.

Der Umstand, daß eine deutsche Militärkommission sich der Reorganisation des türkischen Heeres annehmen soll, hat sowohl in Frankreich wie in Rußland viele Gemüter erregt. Man will alsdann in den dortigen Gewässern die Klotten vermehren, wodurch man nicht gerade bereist, daß man von den friedlichen Absichten befreit ist. Auch sonst macht namentlich Rußland der Türkei noch allerlei Schwierigkeiten, die sogar zu einer inneren Krise der konstantinopeler Regierung auszuwachen scheinen.

Die regierende liberale Partei Englands hat in den letzten Tagen eine Verammlung abgehalten, in welcher die Abrüstungsfrage besprochen wurde. Auch der englische Premier Asquith wohnte der Veranstaltung bei u. a. führte zur Sache aus: Kein wirklicher Erfolg kann erreicht werden ohne die Zusammenarbeit der Großmächte der Welt, herbeigeführt durch das Verlangen ihrer Völker. Ich für meine Person glaube, daß die ständig wachsende Belastung durch neue Steuern und die zunehmende Schuldenlast den Erfolg haben wer-

den, das herbeizuführen, was die Philanthropen und Idealisten vergeblich versucht haben, zu erreichen. Dem Wunsche nach Beendigung des Rüstungswettlaufes mag wohl jeder gerne beistimmen. Wenn man aber gerade in England etwas Besseren Willen dieser Bewegung entgegenbringen würde, und nicht immer eine Vorzugsstellung, von der man um keinen Preis abgehen will, beansprucht, so würde man in der Sache schon bedeutend weiter kommen.

Tuberkulose und Angestellten-Versicherung.

(Schluß.)

Die Einheitlichkeit der maßgebenden Gesichtspunkte bei der Bewilligung eines Heilverfahrens wird dadurch gewahrt, daß die Entscheidung der Anträge auf ein Heilverfahren und damit auch die Einweisung in die Heilstätten für den gesamten Geltungsbereich der Angestelltenversicherung zentral durch die Reichsversicherungsanstalt erfolgt. Als Maßstab für eine dem sozialen Empfinden und den Lebensverhältnissen der Angestellten in ihrer überwiegenden Mehrzahl angemessene Unterbringung und Versorgung in Heilanstalten sind die Verhältnisse zugrunde gelegt, wie sie bei der gewöhnlichen Dreiklasseneinteilung der Krankenhäuser in der zweiten Verpflegungskategorie geboten werden. Im wesentlichen also kommt es darauf an, daß die Kranken in Einzelzimmern und solchen mit höchstens zwei Betten untergebracht werden, daß die erforderlichen Dienstleistungen bei der Reinigung der Zimmer und der eigenen Bekleidungsstücke vom Anstaltspersonal erfolgen, und daß bei den Mahlzeiten die Verhältnisse des bürgerlichen Haushaltes geboten werden. Damit begünstigt die Reichsversicherungsanstalt die Entsendung von Mittelstandsheilkräften oder geordneten Abteilungen für den Mittelstand in größeren Anstalten, die unter Wahrung der Einfachheit in der Ausstattung und des Betriebes den begründeten Ansprüchen der Angestelltenkreise Rechnung tragen. Solche Anstalten sind, besonders im Privatbesitz, auch schon vorhanden und werden von der Reichsversicherungsanstalt durch Belegung mit Patienten gefördert.

Im übrigen ist auch bereits unter ihrer Mitwirkung durch den Volksheimverein vom roten Kreuz eine in ihrer Einrichtung vorbildliche Anstalt für die Versorgung von lungentranken Frauen des Mittelstandes in hohenthyen geschaffen worden.

Um die Heilstättenbehandlung großer Massen

erfolgreich und nühbringend zu gestalten, hat sich in der Praxis eine Reihe von Maßnahmen zur Sichtung der an Heilstätten zu überweisenden Kranken ergeben, von denen auch die Reichsversicherungsanstalt im Verfolg ihrer Tätigkeit auf dem Gebiete der Tuberkulose-Heilfürsorge Gebrauch machen wird. Besonders wird dadurch bezweckt, eine Auscheidung der überhaupt nicht an Tuberkulose Leidenden sowie derjenigen Tuberkulösen, deren Krankheit sich in einem bereits zu weit vorgeschrittenen Stadium befindet. Bei der Auswahl der Kranken wird die Reichsversicherungsanstalt gleichwohl dazu kommen, unter Umständen auch schwerere Fälle, die schon zum 3. Stadium der Gerhardt-Tuberkulose Einteilung gerechnet werden müssen, noch in Heilstättenbehandlung zu nehmen, da bei den Arbeitsverhältnissen dieser Versicherten dann noch ein Erfolg aus hinsichtlich der Dauer der gesundheitlichen Besserung erwartet werden kann. Ist doch die Gefahr eines Rückfalles nicht so naheliegend wie bei denjenigen Kranken, die nach Rückkehr aus der Heilstätte zur Verrichtung grober körperlicher Arbeit zumal bei ungünstigen äußeren Verhältnissen, insbesondere unvermeidlichen Berufsschädlichkeiten, gezwungen sind.

Ein Hilfsmittel für die Anwendung der Heilstättenbehandlung besteht die Reichsversicherungsanstalt in der Einrichtung des Hausgeldes, das hier in zweifacher Hinsicht Nutzen stiftet. Vielfach gelangt ein Kranker im Anfangsstadium der Tuberkulose, wenn er noch kein ausgesprochenes Krankheitsgefühl hat, auch mit Rücksicht auf die von ihm ganz oder überwiegend unterhaltenen Angehörigen, nur schwer zu dem Entschluß, sich in eine Lungenheilstätte zu begeben. Hier kann die Reichsversicherungsanstalt günstig einwirken, indem sie ihn in seiner Sorge um die Existenz seiner Angehörigen wesentlich entlastet, so daß einer Verschleppung der Krankheit entgegengetreten und das eigentliche Heilverfahren durch Ausschaltung dieser wirtschaftlichen Sorgen gefördert wird.

Treffen diese Ausführungen auch hauptsächlich auf die Lungen- und Kehlkopf-Tuberkulose zu, so hat doch die Reichsversicherungsanstalt gleichermassen der Bekämpfung der chirurgischen Tuberkulose und des Lupus ihre Aufmerksamkeit zugewendet, indem sie solche Kranken der mit Licht- und röntgen-therapie verbundenen chirurgischen Behandlung in befähigten Heilanstalten zuführt.

Die Reichsversicherungsanstalt ist ferner auf eine erhöhte Propaganda für den Einzelnen gegen die Gefahren der Tuberkulose bedacht, da trotz der Abnahme der Gesamtmortalität an Tuberkulose die Sterblichkeit der jüngeren Altersklassen noch in der Zunahme begriffen ist. In diesem Sinne werden Heilverfahren besonders gegen Bleichsucht und Blut-

Was bei einer Ueberraschung heraus kommen kann.

Eine Erzählung aus dem Plattdeutschen
Fritz Reuters, frei übertragen von A. G.

2) (Nachdruck verboten.)
Wir kamen also nach Rostock, flogen im Gasthof „Zur Sonne“ ab und bekamen zwei Zimmer nebeneinander; ich Nummer 8 und er Nummer 9; und als ich mein bißchen Gepäck herauf befördert habe, denke ich: Sollst nur gleich deine Gänge besorgen, und gehe vor allem zum Weinhandler Ahlers.
„Guten Tag, Ahlers!“, sagte ich, denn wir kannten uns; „Sie haben ja wohl 'ne Kiste von der Frau Ratsherr Darius aus Pommern bekommen?“
„Ja“, sagte er und lacht, „wo die Giraffe drin ist.“
„Richtig“, sagte ich. „Schicken Sie mir dieselbe doch morgen früh in den Gasthof „Zur Sonne“, ich wohne Nummer 8.“
„Schön“, sagte er, „aber, wenn die Bestie lebendig gewesen ist, dann wird sie nun wohl tot sein, denn gefüttert haben wir sie nicht.“
„Ist auch egal“, sagte ich und ging.
Als ich nun des Abends spät zu meinem Quartier zurück kam und auf mein Zimmer gehen will, tritt mir der Kellner entgegen: „Nein, bitte hier. Sie schlafen auf Nummer 9. Dem Herrn Ratsherrn war sein Bett zu kurz, und da hat er mit Ihnen getauscht.“
„Gut“, sage ich, und denke auch wieder an nichts Böses, etwas lang ist er, und gehe zu Bett und schlafe ruhig bis den andern Morgen.
Als ich dann auf war und eben meinen Kaffee trank, höre ich draußen auf dem Vorplatz einen schauerhaften Lärm; wie ich aus Reugierde zur Türe heraus gucke, sehe ich, wie der Ratsherr Darius draußen im Hemd herumspriht und vor Wut schimpft und tobt, und zwei Arbeitsleute stehen neben einer großen Kiste und drehen ihre Rücken in der Hand und trafen sich verlegen den Kopf.
„Was ist los“, rufe ich.
„Die verfluchte Giraffe!“, ruft der Ratsherr und läuft in seine Stube zurück und schmeißt die Türe ins Schloß, daß das ganze Haus bebte. Ich winke nun den Leuten mit der Kiste in meine Stube herein, lasse sie neben das Bett setzen und schmeiße die Bettdecke darüber.

Das dauerte denn nun auch nicht lange, da kommt der Herr Ratsherr zu mir herein und setzt sich ganz ahnungslos auf seine Giraffenkiste und schimpft auf die Leute und die ganze Welt: Das Ganze sei ein abgetarntes Spiel, er kenne seine guten Freunde in Pommern ganz genau, die hätten ihm das eingebrockt und er wolle es ihnen schon gedenken.

„Wo haben Sie die Kiste denn hinschicken lassen?“, frug ich.
„In die Warnow sollen sie sie schmeißen, habe ich den Kerkel gesagt.“

„Na, dann geben Sie sich nur zufrieden“, sagte ich, „dann wird sie ja wohl auch jetzt darin herumschwimmen.“

Wir redeten nun von unserer Reise, daß wir morgen vor Tau und Tag weg müßten, denn die Wege wären bei dem Tauwetter gar zu schlecht geworden, und als ich nun merke, daß er gehen will, sage ich — denn die Giraffen-Geschichte kitzelte mich doch gewaltig —: „Herr Ratsherr, setzen Sie sich lieber hier auf den Stuhl. Sie könnten sonst den Deckel von der Kiste einstecken.“

„Von welcher Kiste?“, frug er und fuhr in die Höhe, als sei er von einer Tarantel gestochen.
„Oh“, sagte ich, „Ihre Giraffenkiste.“ nahm die Decke herunter und mag vielleicht dabei auch ein wenig gelacht haben.

Eine Zeit lang stand er da und sah aus wie ein Bulle, denn ein rotes Tuch vorgehalten wird, dann sah er mich an, dann die Kiste an, und ich denke schon: Nun fährt er dir in die Haare. Da pumpt er weit vor sich hin und gibt der Kiste einen Tritt: „Verfluchter Giraffen-Pfunder!“, Damit war er zur Türe hinaus.

Den ganzen Tag ging er nun um mich herum, wie die Kiste um den heißen Brei, beobachtete mich immer so von fern, und wenn ich ihn zufällig einmal anfaß, guckte er weg, sodas ich zu mir sagen mußte: Was das wohl noch werden mag? Am Ende fährt er morgen gar nicht mit dir. Außerdem hatte ich ja auch der Frau Ratsherr versprochen, die Kiste mit nach Güstrow zu nehmen, und wenn er merkte, daß sie mit ihm auf demselben Wagen war, dann fuhr er ja natürlich erst recht nicht mit. Ich ließ mir also von dem Hausknecht die Kiste in schwarz Wachsleder einpacken, dann rief ich unsern Kutscher und sagte: „Jochen, nimm die Kiste und packe sie heute abend auf den Wagen, und wenn

der Herr Ratsherr Dich fragt, was darin wäre, dann sagst Du: Ein neuer englischer Sattel, den Du für den Schregel in Roderitz mitbringen sollst.“

Den andern Morgen fuhr er richtig mit, und nach im Düstern hatten wir tiefen Weg, — denn es war schon alles durchgetaut. — er jagte kein Sterbenswort. So kamen wir bis nach Kirchdorf und wollten den Pferden ein wenig Rast geben lassen. Als wir nun aus dem Wagen stiegen, bekam er die schwere Kiste zu Gesicht. Er stieg ein wenig und sah die alte schwarze Kiste an, als wenn er hinten auf dem Wagen einen Spul gesehen, vor dem ihm ein Grauen gefaßt habe. Während ich in die Stube ging, dachte ich mir, daß er jetzt wohl mit Jochen darüber reden würde. Der hatte ihm ja nun wohl die Geschichte mit dem Sattel aufgebunden, und als der wieder herein kam, war er ganz fidel und redete auch wieder mit mir. So kamen wir denn nach Güstrow; aber erst im halben Nachmittage und es war kein Gedanke daran, heute noch nach Pommern zu kommen.

Wir flogen im Wirtshaus zusammen und ich sage endlich: „Heute ist hl. Abend.“

„Ja, es ist hl. Abend“, sagt er.

„Wollen Sie nicht ein wenig zu Ihrem Schwager gehen?“, frage ich.

„Nein“, sagt er ganz kurz weg.

„Na“, sage ich, „dann will ich ein wenig zu ihm hingehen, denn ich bin gut mit ihm bekannt, und an so einem Abend mag ich doch lieber in einer ordentlichen Familie als im Wirtshaus sitzen.“ Damit stehe ich auf und rücke mir das Halstuch ein wenig zurecht.

Es mochte ihm nun doch wohl unangenehm sein, daß ein wildfremder Mensch ohne ihn zu seinen Verwandten gehe, denn er stand auf und sagte: „Dann will ich auch ein wenig mitgehen.“

Wir gingen. Vorher hatte ich aber schon zu Jochen gesagt: „So, nach 8 Uhr nimmst Du die schwarze Kiste und setzt sie bei Herrn Ratsherrn Zarnetow auf die Diele, dann rufst Du, so laut Du kannst: „Jullapp!““

Als wir bei dem Ratsherrn Zarnetow ankamen, war es schon ganz düster geworden, und in der schönen warmen Stube war es hell von Lichtern, und die Gesichter der Frauen und des Herrn Ratsherrn waren hell vor Freude, und auch dem Rats-

herrn Darius ging das Herz auf. Das sollte aber nicht lange dauern. Gerade war er warm geworden, da kam der Herr Ratsherr Zarnetow auf ihn los, legte ihm so recht freundlich die Hand auf die Schulter und frug: „Na, mein lieber Schwager, hast Du denn auch Deine Giraffe richtig bekommen?“

Der Herr Ratsherr Darius sah ihm forschend in die Augen, wie das wohl gemeint sei. Dann sah er mich an, ob ich wohl lache, als er aber sah, daß sein Schwager ganz ehrlich dabei ausfah, und ich ganz unschuldig, denn ich verbiß mir das Lachen, da sagte er kurz weg: „Ja, ja; es ist alles in Richtigkeit!“

Nun kamen aber die Frauen und frugen, ob sich der Schuldirektor auch gefreut habe, und ob die Bestie schon ausgestopft sei, und wie groß sie wäre? Sie taten dem Herrn Ratsherrn Zarnetow martern an und der rückte auf seinem Stuhl ungeduldig hin und her, und zerpfückte die Fingerringe in tausend Stücken und warf sie um sich in die Stube und sagte nur immer Ja! und Nein!

Aber bald hörten alle die Verdrießlichkeiten auf, denn die Bescherung ging los. Die Frau Ratsherr bekam ein schwarzes Kleid, steif von Seide, daß man es beinahe in die Ecke stellen konnte, Herr Ratsherr bekam einen Schlafrock, damit er bei seinem Schlaf doch nicht allein auf die Ratsstube angewiesen wäre, die Schwägerin erhielt einen halben Sturktragen — die andere Hälfte war noch nicht fertig — und 3/4 Paar Strümpfe — an dem einen strickte die Tochter noch — und einen Röhricht, woran noch die Beine und das obere Knie fehlten. Die Tochter aber bekam so viel, daß gut zwei Töchter davon ausgestattet werden konnten. Dann brachte man eine große Bowle Punsch in die Stube, und Kuchen, Kefel und Rüsse und es wurde eine wahre Herrlichkeit. Der Ratsherr Zarnetow ging in der Stube herum und pufte die Richte, brumnte dabei allerlei lustige Vieber zwischen den Zähnen und blinzelte mir zu und lachte und tuschelte: „Das ist nur der Vorgegeschmack, das Beste kommt erst nach; ich habe für meine Frauen noch eine lustige Ueberraschung.“ Die Frau Ratsherr bückte sich zu mir nieder und sagte: „Sehen Sie nur, wie lustig Zarnetow ist. Aber wie wird er nachher erst springen? Wir überraschen ihn nämlich mit einer „Jullapp!““

(Fortsetzung folgt.)

*) Unter diesem Ruf wirft man sich in den mecklenburgischen Landen die Weihnachtsgeschenke zu.

menschliche Seele war ringsum flüchtig. Da
 ersuchte mein Auge auf der kleinen Lichtung
 ein langes, tiefes Loch, das mir wie ein Grab
 vorkam.
 Bewegungslos, vor Säulen starr, sah ich
 auf die Grube; aber die Sonnenblende, Garm

mensliche Seele war ringsum sichtbar. Da erblickte mein Auge auf der kleinen Dichtung ein langes, tiefes Loch, das mir wie ein Grab vorkam.

Bewegungslos, vor Schreden starr, sah ich auf die Grube; aber die Notwendigkeit, Lärm zu machen und die Dienerschaft aufzuwecken, drängte mich in ganzem Schreckensgefühl auf. Ich wollte in das Haus eilen, aber meine Ärmel verfangen sich in den Vorhängen. Ich schlug der Widerhall eines Büchschlosses an mein Ohr, und mit einem schwachen Angeschrei brach ich zusammen. Würden die, welche das Grab gemacht hatten, wohl wiederkommen? Sollte ich Zeuge eines schrecklichen Trauerspiels sein? Nimmermehr wollte ich das! Ich versuchte mich aufzurichten, um zu fliehen; aber trotz der namenlosen Angst, die mich gefangen hielt, fühlte ich, wenn ich den mich verborgenden Baumstamm verließ, zu Boden fallen würde.

Da regte es sich drüben im Unterholze, als ob jemand hindurchdringe. Ich dachte nicht mehr an Furcht — die Angst hielt mich an die Stelle gebannt. — Ein Busch nach dem anderen beugte sich zurück und, — o mein Gott! — ein Mann trat in den Lichtkreis. Mit der einen Hand bog er den letzten Strauch zurück und mit der anderen trug er eine schwere Last. Was konnte es sein, das so verdeckt daher gebracht wurde im Dunkel der Nacht? Irrte ich in der Form? Nein, nein — es war eine menschliche Gestalt, vermuthlich eine Leiche! Betäubt, sprachlos vor Schreden, sank ich in die Knie; meine Lippen öffneten sich, aber meine Zunge war gelähmt und meine Augen wie geblendet. Aber was war dieser Moment gegen das, was noch kommen sollte! Wie dankte ich nachher meinem Schöpfer, daß er mir die Fähigkeit zum Schreiben benommen hatte.

Der Mann, welcher den Körper bei den Füßen trug, näherte sich jetzt, und ein anderer, welcher den Kopf desselben stützte, trat auch aus dem Schatten heraus; auf seiner Schulter ruhte die Leiche — ich erkannte Hugo Pemberton, und die ganze Wahrheit suchte durch meinen Geist. Er war es, der den Schuß abgefeuert hatte! Er war an jenem Abend auf die Streife gegangen und auf den Wildbleib gestoßen — jetzt stand er im Begriffe, wie er geschworen hatte, ihm sechs Fuß Boden als Rede zu geben. — Ja, Hugo Pemberton, der edle, gute, hochherzige Mann, war ein Mörder, und in dunkler Nacht verbarg er sein Opfer vor den Augen der Menschen — aber vor den Augen des Allsehenden konnte er es nicht verbergen!

(Schluß folgt.)



Das neueste auf der Speisefarte ist — Walffischfleisch. Für Estimo, Lappländer usw. ist es immer ein Festtag, oder mehr noch ein Festmonat, wenn es irgendwie gelingt, einen Walffisch zu erlegen. Forscher, die einige Zeit bei jenen Wüsten lebten und keine Scheu vor Kostproben hatten, bestätigen, daß das Walffischfleisch auch einem kultivierten Menschen durchaus mundet. Es schmeckt sogar recht zart, etwa wie Kalbfleisch. Zu verwundern ist deshalb, daß man bisher nur des Tranes und des Fischbeins wegen auf den Walffischfang zog und das völlig entfettete Fleisch zu Dünger verarbeitet oder aber wieder ins Meer warf. In Kanada hat man jetzt den Versuch gemacht, Walffischfleisch als Nahrungsmittel zu konservieren, und in den feinsten Restaurants New Yorks und anderswo erscheint es öfter als besondere Delikatesse auf der Speisefarte. Die Unternehmer haben ein besonderes Schiff gleich mit einer Konservierungsfabrik ausgerüstet und erhoffen für ihre Idee, die dem Fleischmangel abhelfen soll, eine große Zukunft.

Das Blut im Gebirge. Der Einstuß der veränderten Lebensbedingungen im Hochgebirge äußert sich vorzugsweise im Blut, und zwar sind die Tiere in ähnlicher Weise wie der Mensch diesen Wirkungen der Höhenluft unterworfen. Besonders zeigt er sich in einer erheblichen Vermehrung der roten Blutkörperchen. Die Tiere, die auf den Hochflächen von Mexiko zwischen 3000 und 4000 Metern haufen, haben doppelt so viel rote Blutkörperchen als ihre nächsten Verwandten in den Niederungen, und die Peruaner, die ihre ständigen Wohnungen in mehr als 4000 Meter Meereshöhe haben, besitzen zwischen 6 und 9 Millionen rote Blutkörperchen in jedem Kubikmillimeter ihres Blutes, während unter normalen Verhältnissen höchstens 5 Millionen dieser winzigen Zellen auf ein Kubikmillimeter entfallen. Selbstverständlich ist auch durch Versuche festgestellt worden, daß eine ähnliche Veränderung bei ein und demselben Menschen oder Tier stattfindet, wenn es aus dem Tiefland ins Hochgebirge verlegt wird. Auch der Gehalt des Blutes an rotem Farbstoff überhaupst erfährt eine Zunahme und ebenso der daran gebundene Gehalt an Eisen. Die Forscher haben sich nach dem Grund dieser auffallenden Erscheinung gefragt, aber sie waren bisher zu keinem übereinstimmenden Ergebnis gekommen. Vielleicht wird die Erklärung durch eine Entdeckung dargeboten werden, die jetzt Professor Oxford gemacht und im „Lancet“ veröffentlicht hat. Daraus geht hervor, daß sich auch die Menge des Blutes, nach dem Volumen gemessen, nach ganz bestimmten Gesetzen verändert. Schon früher ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß Taucherbölge, die mehrere Minuten unter Wasser bleiben können, doppelt so viel Blut haben als andere Bölge. Nach Beobachtungen an Kaninchen, die wochenlang im Hochgebirge gehalten wurden, zieht sich das Blut der Tiere, also wahrscheinlich auch des Menschen, unter der Wirkung der Höhenluft zusammen. Danach wäre es leicht verständlich, daß die Zahl der Blutkörperchen in einer Raumeinheit wachsen muß, da sie gewissermaßen zusammengedrängt werden. Die Abnahme der Blutausdehnung wurde bei den Tieren auf den bedeutenden Betrag von fast 11 Prozent bestimmt. Als die Kaninchen wieder in die Ebene zurückgebracht waren, dehnte sich das Blut in vier Tagen wieder bis zu dem gewöhnlichen Volumen aus.

Krampfader entstehen durch eine Blutstauung und dadurch hervorgerufene Gefäßwanddehnung in den rückführenden Blutadern, den Venen, deren Gründe wir in vielen Fällen nicht kennen. Abgesehen von ihren anderen lästigen und schmerzhaften Begleiterscheinungen führen sie unter Umständen zu Ausfällen und schwer heilbaren Geschwüren und können dadurch gefährlich werden, daß sie bersten und bedeutende Blutungen hervorrufen. Leichtere Fälle behandelt man durch gleichmäßig festes Anlegen von Stoff, besser Gummibinden oder Anziehen von Gummistriumpfen und durch möglichste Hochlagerung des erkrankten Beines. Doch zum endgültigen Erfolg führt öfters nur ein operativer Eingriff, wie er heute ohne jede Gefahr ausgeführt wird.

hebtigen Vermehrung der roten Blutkörperchen. Die Tiere, die auf den Hochflächen von Mexiko zwischen 3000 und 4000 Metern haufen, haben doppelt so viel rote Blutkörperchen als ihre nächsten Verwandten in den Niederungen, und die Peruaner, die ihre ständigen Wohnungen in mehr als 4000 Meter Meereshöhe haben, besitzen zwischen 6 und 9 Millionen rote Blutkörperchen in jedem Kubikmillimeter ihres Blutes, während unter normalen Verhältnissen höchstens 5 Millionen dieser winzigen Zellen auf ein Kubikmillimeter entfallen. Selbstverständlich ist auch durch Versuche festgestellt worden, daß eine ähnliche Veränderung bei ein und demselben Menschen oder Tier stattfindet, wenn es aus dem Tiefland ins Hochgebirge verlegt wird. Auch der Gehalt des Blutes an rotem Farbstoff überhaupst erfährt eine Zunahme und ebenso der daran gebundene Gehalt an Eisen. Die Forscher haben sich nach dem Grund dieser auffallenden Erscheinung gefragt, aber sie waren bisher zu keinem übereinstimmenden Ergebnis gekommen. Vielleicht wird die Erklärung durch eine Entdeckung dargeboten werden, die jetzt Professor Oxford gemacht und im „Lancet“ veröffentlicht hat. Daraus geht hervor, daß sich auch die Menge des Blutes, nach dem Volumen gemessen, nach ganz bestimmten Gesetzen verändert. Schon früher ist darauf aufmerksam gemacht worden, daß Taucherbölge, die mehrere Minuten unter Wasser bleiben können, doppelt so viel Blut haben als andere Bölge. Nach Beobachtungen an Kaninchen, die wochenlang im Hochgebirge gehalten wurden, zieht sich das Blut der Tiere, also wahrscheinlich auch des Menschen, unter der Wirkung der Höhenluft zusammen. Danach wäre es leicht verständlich, daß die Zahl der Blutkörperchen in einer Raumeinheit wachsen muß, da sie gewissermaßen zusammengedrängt werden. Die Abnahme der Blutausdehnung wurde bei den Tieren auf den bedeutenden Betrag von fast 11 Prozent bestimmt. Als die Kaninchen wieder in die Ebene zurückgebracht waren, dehnte sich das Blut in vier Tagen wieder bis zu dem gewöhnlichen Volumen aus.

Krampfader entstehen durch eine Blutstauung und dadurch hervorgerufene Gefäßwanddehnung in den rückführenden Blutadern, den Venen, deren Gründe wir in vielen Fällen nicht kennen. Abgesehen von ihren anderen lästigen und schmerzhaften Begleiterscheinungen führen sie unter Umständen zu Ausfällen und schwer heilbaren Geschwüren und können dadurch gefährlich werden, daß sie bersten und bedeutende Blutungen hervorrufen. Leichtere Fälle behandelt man durch gleichmäßig festes Anlegen von Stoff, besser Gummibinden oder Anziehen von Gummistriumpfen und durch möglichste Hochlagerung des erkrankten Beines. Doch zum endgültigen Erfolg führt öfters nur ein operativer Eingriff, wie er heute ohne jede Gefahr ausgeführt wird.

Ansichtskarten vom Nordpol. Roald Amundsen hat von der nordwestlichen Postverwaltung die Erlaubnis erhalten, an Bord seines Expeditionsschiffes „Fram“ auf der Nordpolfahrt ein Postamt zu errichten, wo Briefe und vor allem Ansichtskarten in vorschrittlicher Weise abgestempelt und weiter postmäßig behandelt werden können. Der Verlag Mittel u. Co. in Christiania hat auf die Bestellung Amundsens hin zahlreiche Ansichtskarten angefertigt, die in den nächsten Monaten in ganz Europa und Amerika verkauft werden können. Zunächst ist eine Serie von fünf arktischen Karten mit Ansichten aus dem ewigen Eis des Nordpolargebietes gedruckt worden; auf einer der Karten sieht man die „Fram“ im Polarreise festgefroren. Man wird der Nordpolar-Expedition Amundsens derartige Karten in beliebiger Menge, mit Adresse versehen, mitgeben können. Die Karten werden dann im Polargebiet, am höchsten erreichten Breitengrad, gestempelt werden. Die Weiterführung an die Adressaten wird von der ersten Poststation aus erfolgen, welche die „Fram“ nach glücklich beendeter Fahrt antreffen wird. Der Poststempel Amundsens weist in der Mitte ein Bild des Expeditionsschiffes „Fram“ auf. Ueber der „Fram“ steht das Wort „Pol-Neer“, und im unteren Kreise werden als Datum der Ab-

stempelung und der Breitengrad, auf dem diese erfolgt, zu lesen sein. Amundsen wird auf seinem Postamt zwei Stempelmaschinen modernster Art benutzen. Die „Fram“ wird schon auf ihrer Fahrt durch den Panamakanal 10 000 der Polar-Ansichtskarten mitführen, die während der Expedition in die Welt veräußert werden sollen. Zweifelslos wird der Verkauf der „Fram“-Karten der Expedition einen schönen Erlös bringen, wodurch verschiedene noch ungedeckte Kosten der Nordpolfahrt bestritten werden sollen.

Ein harter Bayernschädel. Von einem kürzlich verstorbenen Händler Michael Stoiber erzählt der „Vote vom Bayerischen Wald“: „Stoiber war ein fleißiger, ehrlicher Mensch in seinem Beruf als Hausierer, und wenn jemand einen Schnupftabak als gut bezeichnete, dann hieß es: „Der ist vom Blatt'n-Stoiber.“ Stoiber hatte eine außergewöhnliche Schädelkraft. Vor wenigen Jahren noch nahm Stoiber es mit den größten Bullen und Geißböden auf, wo er dann meistens auch als Sieger hervorging. Ein Stabelltor oder gar bloß eine Zimmerlücke einzustoßen, war dem Schädelkraftmenschen ein Leichtes.“

Bunte Steinchen. Deutschland gab 1911 nicht weniger wie 877 561 848 Mark für seine Schenken aus.

stempelung und der Breitengrad, auf dem diese erfolgt, zu lesen sein. Amundsen wird auf seinem Postamt zwei Stempelmaschinen modernster Art benutzen. Die „Fram“ wird schon auf ihrer Fahrt durch den Panamakanal 10 000 der Polar-Ansichtskarten mitführen, die während der Expedition in die Welt veräußert werden sollen. Zweifelslos wird der Verkauf der „Fram“-Karten der Expedition einen schönen Erlös bringen, wodurch verschiedene noch ungedeckte Kosten der Nordpolfahrt bestritten werden sollen.

Ein harter Bayernschädel. Von einem kürzlich verstorbenen Händler Michael Stoiber erzählt der „Vote vom Bayerischen Wald“: „Stoiber war ein fleißiger, ehrlicher Mensch in seinem Beruf als Hausierer, und wenn jemand einen Schnupftabak als gut bezeichnete, dann hieß es: „Der ist vom Blatt'n-Stoiber.“ Stoiber hatte eine außergewöhnliche Schädelkraft. Vor wenigen Jahren noch nahm Stoiber es mit den größten Bullen und Geißböden auf, wo er dann meistens auch als Sieger hervorging. Ein Stabelltor oder gar bloß eine Zimmerlücke einzustoßen, war dem Schädelkraftmenschen ein Leichtes.“

Anekdoten

(*) Die Brandkatastrophe in der Beleuchtung des „Gesellschaftspaulerers“. Eine lustige kleine Satire leistet sich die Zeitschrift „Pele-Mele“. Es war ein entsetzlicher, ereignisreicher Tag, alle Reporter und Redakteure sind unterwegs, der Chefredakteur selbst feht die letzten Telegramme zusammen, er hat keine Hilfe; da raselt nun Ueberfluth nach das Telefon. „Was ist los?“ Große Brandkatastrophe im vornehmsten Viertel der Stadt! Was tun? Alle Mitarbeiter sind unterwegs. Nur ein einziger steht zur Verfügung: der Gesellschaftspauler, der laßtvolle, fundige Herr, der die Rubrik „Aus der Gesellschaft“ leitet. Es hilft nichts; er muß hin, er muß über den Brand berichten. Aber der Gesellschaftspauler ist eben Gesellschaftspauler und sieht die Welt durch seine Brille. Und so kam es, daß am nächsten Tage folgender Bericht über die große Brandkatastrophe ins Blatt geraten war: „Der prächtige und erfolgreiche Brand der diesjährigen Gesellschaftssaison fand gestern in den durch ihre vornehme Gastlichkeit berühmten, schönen Räumen des Herrn X. in der Straße statt. Die Flammen beleuchteten wunderbar die benachbarten eleganten Häuser, und ein anmutiger Funkenregen schmückte die Gärten wie ein Meer lustiger Glühwürmchen. Besonders gelungen war es, als aus den strahlend erhellen Fenstern der ersten Etage wundervolle Möbel und Teppiche, deren geschmackvolle Auswahl allgemeines Entzücken erregte, auf die Straße hinabgeworfen wurden. Zu gleicher Zeit kamen durch das Hauptportal mit jener Anmut, die nur dem geborenen Gesellschaftsmenschen eigen ist, die Bewohner des Hauses und mischten sich plaudernd unter die Anwesenden. Graf X. erschien in einem wundervollen rosafarbenen Bizama mit Purpurstreifen, dessen Farben feinsinnig zum Milieu abgetönt schienen; seine Gemahlin hatte ein zartes Deshabille angelegt, bei dem Weiß mit Epigen vorherrschte, während Baron W. malforbene Beinleider mit Krokodilschuppen zeigte. Die späte Stunde verbietet uns, alle Teilnehmer aufzuführen.“

Humoristisches. — Ein Schläger. Eine schon ziemlich bejahrte Dame trat in eine Drogerie und sagte: „Haben Sie irgend eine Creme, um den Teint zu verbessern?“ „Verbessern, gnädiges Fräulein? Sie meinen zu erhalten!“ war die lebhafteste Entgegnung des Drogristen. Und dann verkaufte er der Frau für 17 Dollar Gesichtsceme. — Scherzfrage. „Warum sind die Diebe oft gefesselter als die Aertze?“ — „Wenn sie fortgehen, wissen sie ganz genau, was den Leuten schadt.“

So ging Diethelm in Gedanken hin und her und mußte gerufen werden, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß die Feuerschau schon in der Wohnstube verarmelt war. Nachmal lehnte er die Versicherung ab und sagte: auch seine Frau wünsche sie nicht; aber Maria widersprach, und nun ging es im Geleite nochmals treppauf und treppab, und alles wurde aufgeschrien und gemurmelt. Diethelm tat oft Einspruch, daß man ihn zu hoch einschätze, und ließ sich nur von dem Baldhornwirt beschwichtigen, der ihm die Rücksicht hieron immer mehr darlegte. Diethelm sah schnell, daß die Unbesonnenheit, mit der er Einsprüche erhoben, und als es nun endlich an die Wollvorräte und an die Zahl der Herde kam, gab er selbst einen hohen Wert an, der in Betracht seines früheren Widerstrebens ohne Einspruch angenommen wurde. Die Versicherungssumme belief sich gegen zwanzigtausend Gulden, und Diethelm schmunzelte, als die Feuerbeschaue rühmend sagten: man sehe es einem bescheidenen Bauernhause gar nicht an, was darin stehe, besonders die Aussteuer der Fränz dürfte sich sehen lassen. Staunend gab man Diethelm verneinende Antwort, als er zuletzt einen großen Pack Papiere holte, mehrere davon vorzeigte und die präherliche Frage stellte, ob man auch Staatspapiere und Unterpjandscheine nach dem vollen Wert versichere. Für so reich hatte der Diethelm doch niemand gehalten.

So ging Diethelm in Gedanken hin und her und mußte gerufen werden, denn er hatte nichts davon gemerkt, daß die Feuerschau schon in der Wohnstube verarmelt war. Nachmal lehnte er die Versicherung ab und sagte: auch seine Frau wünsche sie nicht; aber Maria widersprach, und nun ging es im Geleite nochmals treppauf und treppab, und alles wurde aufgeschrien und gemurmelt. Diethelm tat oft Einspruch, daß man ihn zu hoch einschätze, und ließ sich nur von dem Baldhornwirt beschwichtigen, der ihm die Rücksicht hieron immer mehr darlegte. Diethelm sah schnell, daß die Unbesonnenheit, mit der er Einsprüche erhoben, und als es nun endlich an die Wollvorräte und an die Zahl der Herde kam, gab er selbst einen hohen Wert an, der in Betracht seines früheren Widerstrebens ohne Einspruch angenommen wurde. Die Versicherungssumme belief sich gegen zwanzigtausend Gulden, und Diethelm schmunzelte, als die Feuerbeschaue rühmend sagten: man sehe es einem bescheidenen Bauernhause gar nicht an, was darin stehe, besonders die Aussteuer der Fränz dürfte sich sehen lassen. Staunend gab man Diethelm verneinende Antwort, als er zuletzt einen großen Pack Papiere holte, mehrere davon vorzeigte und die präherliche Frage stellte, ob man auch Staatspapiere und Unterpjandscheine nach dem vollen Wert versichere. Für so reich hatte der Diethelm doch niemand gehalten.

Scherzhast fragte er noch zuletzt: „Wie hoch habt ihr die Banbuhr dort angeschlagen? die kostet mich keinen Heller mehr und keinen weniger als achttausend Gulden.“ Er erzählte nun unter Lachen, wie ihn sein Schwager betrogen, und da er die Summe fast um das Dreifache zu hoch angegeben, vermied er es, dem Blide seiner Frau zu begegnen, der, wie er zu spüren glaubte, zurechtweisend auf ihm ruhte.

Endlich wurde das Täfelchen mit den zwei roten Händen in Ermangelung eines Fensterladens auf die Hausstür genagelt. Maria sah daneben auf der steinernen Hausbank. Diethelm stand bei ihr. Als der erste Hammerschlag geführt wurde, sagte sie leise vor sich hin: „Mir ist's, wie wenn ich den Nagel in meinen Satz schlagen hörte.“ Diethelm blickte sie nur scharf an, und ob dieser Rede erzürnt, blieb er nicht zu Hause, sondern ging mit den Männern hinab in das Baldhorn und blieb dort den ganzen Tag bis tief in die Nacht. Als die feintrolligen Schafe, die man nicht im Pferd übernachtem ließ, am Abend heimkamen, schauten sie, den Blicken ihres Führers folgend, verwundert nach dem hellfarbigen Täfelchen über der Haustür. Heute kam Diethelm nicht zur Laternenbefeuchtung, und noch spät in der Nacht trug Nebard seine geringe Habe zu seinem Vater in das Dorf und übergab ihm noch ein Päcklein Tabak und einen Teil des Trintgeldes, das er auf dem Kirchheimer Wollmarkt erhalten hatte. Der alte Schäferle, ein schweigsames, dürres Männchen, nickte froh, er bedurfte zu seinem Lebensunterhalt fast nichts als ein paar Kreuzer zu Tabak,

und ein Trintgeld ließ er nicht gern altbade werden. Vom Baldhorn herab tönte durch das stille Dorf Lachen und hantes Hin- und Herreden. Als der alte Schäferle in die Wirtsstube trat, wurde er mit großem Hallo empfangen, und Diethelm ließ ihm sogleich einen Schoppen einschenken, denn alles um ihn her sollte lustig sein, wie er es selber war. Er hatte heute wieder seinen Hauptpaß, er gab dem Lehrer und vielen anderen schwere Rechnungsgempe auf, Rätselrechnungen, die niemand herausbrachte. Und wenn alles ringsum ihn lobte und ihm huldigte, rühmte er den alten Kopfrechner in Schweiler, vor dem er das gelernt, und die Bewunderung und die Schmeicheleien aller gingen Diethelm mit dem Weine leicht ein. Als man spät in der Nacht, nicht eben sicher auf den Weinen, aufstand, machte ein Bihwort des alten Schäferle noch auf der Straße viel Gelächter, denn er hatte gesagt: „Diethelm, dir schadet ein Brand (Kausch) nichts, du bist ja in der Brandversicherung.“

Diethelm lachte laut und wurde ab einmal nüttern, und auf dem ganzen Heimweg verließ ihn das Wort nicht.

Es war nun so heilegemut daheim, daß Diethelm nur mit Schmerz daran dachte, daß Geschäftsreisen in der Ferne sich tummeln zu müssen. In der Tat kamen jetzt auch, von Neppenberger und anderen angewiesen, mehrere Händler, besahen die Vorräte Diethelms, konnten aber nicht handelsseins mit ihm werden. Und die Mahnung, wie sehr die Woll durch langes Lagern an Aussehen und Gewicht verliere, wies Diethelm leicht von sich, es war ihm zur Gewissheit geworden, daß der gute Schid, auf den er hatte und hoffte, nicht ausbleibe, er glaubte an ihn wie an eine Verheißung und fast noch mehr als an eine solche. Diethelm schlug alle Sorgen in den Wind, und wenn die Frau, die wohl tiefer sah, mit ihm alles besprochen wollte, hatte er hundertlei Ausreden und versicherte Maria, sie solle nur auf ihre Sache sehen, er werde die seinige schon auseinanderhalseln. Maria war, wie alle Frauen, vornehmlich aufs Erhalten bedacht, und diese durch die Kleinlichen Hantierungen des Lebens bedingte Tugend erschien Diethelm in seinen weit ausgreifenden erobernden Plänen als engherzig. Maria war schon zufrieden, daß er ihrem Drängen nachgab, sich nicht zum Abgeordneten wählen zu lassen, was er eigentlich nie recht im Sinn gehabt, nur tat er jetzt, als ob er damit seinen liebsten Wunsch opfere.

Fränz bestimmte den Vater, sie, wie er versprochen, nach der Stadt zu bringen, die Mutter aber widersetzte sich unnachgiebig diesem Vorhaben. Fränz schwieg und tat, als ob sie nicht mehr daran dachte. Je mehr es aber Herbst wurde, im Dorf die Dreschzeit begann, und die Wege so grundlos wurden, daß man oft ganze Wochen kaum ins Dorf hinabkam, um so mächtiger wurde die Sehnsucht der Fränz nach dem Stadtleben. Trotz des Widerspruch der Mutter wußte sie es dahin zu bringen, daß sie den Vater auf einer Fahrt nach der Amtstadt begleiten durfte, und als

Diethelm hier nicht, wie er gehofft hatte, Kauflustige für seine Vorräte fand, ward es ihr nicht schwer, ihn zu bestimmen, mit ihr nach der Hauptstadt zu fahren. Wie ein Vogel, bald ausflucht, bald ruft: so wanderte hier Diethelm hin und her und verstand sich endlich zu dem schweren Entschluß, selber Anerbietungen zu machen und durch Zwischenhändler verbreiten zu lassen. Der Erfolg war aber ein geringer. Diethelm brachte nichts mit nach Hause als Ausflüchten auf den Verlauf der Staatspapiere, die er zu einem sehr niedrigen Tagespreis abgeben sollte. Fränz aber brachte er nicht wieder, denn sie blieb im Kautentranz, in dem Wirtshause, wo Diethelm stets seine Einkehr hatte, um hier die Koch- und größere Wirtschaftskunst zu erlernen.

In Buchenberg ging es nun gar still her, wenn nicht dann und wann Fuhrten mit Heu anlangen, von dem immer neue Vorräte zur Ueberwinterung der Schafe gekauft werden mußten. Diethelm hatte eine wahre Kaufmuth; wo nur irgend etwas zu haben war, eignete er sich es an, bezahlte anfangs bar, geriet aber auch nach und nach ins Vorgen und bezahlte sich mit einer Unzahl sogenannter kleiner Klettenschulden, so daß das einsame Haus von Drängern aller Art überlaufen wurde, die besonders die bestimmerte Frau peinigten, denn Diethelm blieb jetzt mehr als je und ganz ohne Grund tagelang aus dem Hause, nur um der Anschauung des auf ihn hereinbrechenden großen Unglücks und den kleinen Bebrängnissen zu entgehen. Er ärgerte sich jetzt über viele Menschen und sah erst jetzt, wie er es hatte geschehen lassen, daß er von jedem ausgeraubt wurde, der etwas an ihn zu fordern hatte. Menschen, die ihm sonst brav und rechtchaffen erschienen waren, erkannte er nun in ihrer offenkundigen Schlechtigkeit und hatte vielerlei Streit und Gerichtsgänge. Noch böser hatte es Maria daheim. Leute, die sie sonst nicht lang bei sich gebuldet hätte, saßen jetzt oft tagelang auf der Ofenbank, denn sie ließen sich nicht damit abweisen, daß Diethelm nicht zu Hause sei; sie wollten seine Rückkunft abwarten, und Maria, die vor Jörn und Nummer fast vergeblich suchte, mußte noch freundlich tun, mußte diesen Leuten zu essen und zu trinken geben und sich fast entschuldigen, wenn sie etwas für sich bereitete, denn sie sah nicht unendlich die höhnisch-frechen Blicke, als ob sie vom Eigentum fremder Menschen lebte. Sie fürchtete sich, die Stube zu verlassen, denn sie wußte, wie hinter ihrem Rücken über den Verfall dieses Hauses gesprochen wurde und wie bald die Kunde hiervon Landauf und Landab sich ausbreiten würde. Oft war es Maria, als sollte sie das ganze Haus mit allem, was darin ist, verlassen und davonrennen. Es war ja himmelschreiend, wie ihr einziges Kind sie so heimtlich verlassend hatte und wie ihr Mann sie dem Glende und der Schande preisgab, während er lustig lebte. Dennoch war sie wie festgebannt an das Haus, und endlich griff sie ihren letzten Hört an: es war dies eine unbeträchtliche Summe, die sie verborgen hatte und die man erst nach ihrem Tode hatte finden sollen. Mit

Der Hausfreund

Redaktion: Chefred. Jos. Grunau

Gratis-Beilage zur Neuf-Grevenbroicher Zeitung

Druck der Gesellschaft für Buchdruckerei, Neuf

Diethelm von Buchenberg.

Eine Schwarzwälder-Geschichte von Berthold Auerbach.

(Nachdruck verboten.)

dieser erlebte sie sich nun der Kettenfesseln, und Diethelm war bei seiner Heimkehr überaus wohlgenut, als er solches vernahm. Als sie ihm den Rest übergab, sagte sie:

„Nur keine Schuppen. Schau, wenn so Gläubiger über einen kommen, ist es grad wie beim Dreschen. Anfangs, wenn die Dreschflügel auf die volle Spreite fallen, da geht es langsam, und man hört's nur wenig, je leerer aber das Korn wird, da geht's immer lauter und schneller. Verstehtst mich?“

„Wohl, du bist geschickter. Aber hast nicht noch mehr so geheime Bündel?“

Maria verneinte, Diethelm aber glaubte es ihr nicht und war wieder voll Liebe gegen sie, wie in der ersten Zeit ihrer Ehe, so daß sie gar nicht dazu kam, gegen ihn den Gram und Zorn über seine Habrästigkeit auszulassen. Er vertrießte sie auf den großen Schied, der unfehlbar nächsten eintreffe, und half nun selber für die laufenden Ausgaben Leinwandballen verkaufen, von denen Maria aus Zorn gegen Franz schon mehrere veräußert hatte.

Eines Tages lehrte Diethelm nach einer vergeblichen Umfahrt von mehreren Tagen wieder heimwärts, da sah er am Wege im Wald an einem ausgehauenen Baumstumpf eine große Schicht von Kienholz. Rasch, ohne sich klar zu machen, was er wollte, hielt er an, sprang ab, öffnete das Kutschentruhe, verschloß das Kienholz in dasselbe und fuhr rasch davon. Bald aber stieg er wieder ab und wusch sich die hatzigen Hände im Schnee.

Selbst! Als er heute heimkam, fragte ihn Maria:

„Hast nichts im Kutschentruhe?“

„Warum fragst?“ erwiderte Diethelm erschreckt.

„Ich weiß nicht warum, ich mein' nur so.“

„Es ist nichts darin,“ schloß Diethelm fest. Spät in der Nacht, als alles im Hause schlief, schlich Diethelm noch einmal hinab, lauschte, ob Niemand in seiner Stalkammer schlief, ging dann nach der Scheune, öffnete den Kutschentruhe, nahm das Kienholz heraus, trug es die Leiter hinauf nach dem Heuboden und verstaute es unter einem Dachstuhlballen. Aber kaum war er wieder die Hälfte der Leiter herab, als ihm gerade dieses Versteck besonders gefährlich erschien. Er lehrte wieder um und fand am Ende nichts Besseres, als das Kienholz wieder in den Kutschentruhe zu verschließen, er sagte dabei den Vorsatz: bei der nächsten Ausfahrt dieses willfähige Brennmaterial wieder auf die Straße zu schleudern. Er schauerte vor sich selber, indem er dachte, was ihm durch den Sinn gegangen war, und die Hand auf das Kienholz legend, schwur er vor sich hin, in stiller, verborgener Nacht, jede Versuchung von sich abzutun, und wie aus einem wüsten Traum erwacht, froh, daß es nur ein Traum war, schlief er fest und ruhig ein.

Am anderen Tage, es lag ein leichter Schnee auf dem Felde, fuhr Diethelm in Angelegenheit seines Waisenpferdchens wieder nach der Stadt. Er wollte unterwegs das Kienholz wieder wegwerfen, und zweimal hielt er an und öffnete den Kutschentruhe, als jedesmal Leute dahertamen, so daß er in seinem selbstamen Tun gestört wurde und wieder davonfuhr. Es war ihm, als ob er auf lauter Feuer sitze, aber bald lachte er über diese alberne Furcht und wollte sich nun gerade zwingen, sie zu überwinden, und heiteren Blickes fuhr er in die Stadt hinein. Am Stern wußte er nicht, sollte er besondere Achtamkeit empfehlen, da er etwas im Kutschentruhe habe. Das aber konnte aufmerksam machen, er mußte Rede und Antwort darüber geben, darum war es besser, er schweig ganz, und so blieb es dabei. Als er auf dem Waisenname war, fuhrte er mitten in den Verhandlungen plötzlich einen jähren heißen Schred. Er glaubte, er habe den Kutschentruhe nicht recht verschlossen, es war ihm fast sicher, daß er offen war: wenn nun jemand darüber kam und den wunderlichen Schatz fand, was konnte das für Gerede geben, welche Abnungen mußten in den Menschen aufsteigen. Ohne nachzusehen, unterschrieb er alle, was man ihm vorlegte, und eilte nach dem Wirtshaus. Seine Vermutung hatte ihn betrogen, der Kutschentruhe war wohl verschlossen, aber er wagte es nicht, ihn jetzt zu öffnen.

Perlen der Dichtkunst

Sei gesagt.

Nicht jeder liebt den Arzt, der mit dem Messer sticht in das faule Fleisch der Lügen dringt. Das Vorurteil ist mächtig in der Welt, und wer da rührt an einer alten Sühnung, Sei auch gesagt, daß tausend drum ihn hassen.

M. Ring.

— — — — —

und nach dem verräterischen Inhalt zu schauen.

Als Diethelm hierauf an dem Kaufstaden Gäßlers vorüberkam, rief ihm dieser zu und übergab ihm mit einigen halb bösslichen Worten die Rechnung für die eigenen Giefeläufe und die des Zeugwebers Kübler. Diethelm versprach, zu bezahlen, und Gäßler sagte, er verlasse sich darauf. Ueberhaupt erschien es Diethelm, als ob alle Menschen ein verändertes Benehmen gegen ihn hätten, selbst der Sternwirt war wortfarg und ging seinem Geschäft nach, während er sonst ungerne bei Diethelm saß und mit ihm über allerlei aus Gegenwart und Zukunft plauderte. Was hatten denn die Menschen, daß sie auf einmal so ganz anders waren? War denn Diethelm nicht immer noch derselbe, der er von je gewesen? Damals am Markttag glänzte ihm jedes Angesicht und streckte sich ihm jede Hand entgegen. Was ging denn jetzt vor? Der Zeugweber Kübler, der den Herrn Vetter und Familienfürsten auslachte und sich ihm zu Besorgungen erbot, konnte nicht begreifen, warum Diethelm über die ganze Welt lachte und dabei immer sagte, der sei ein Narr, der nur eine Stunde einem Menschen glaube. Woher es kam, das wußte Diethelm nicht, offenbar aber schien es ihm, daß man Schlimmes von ihm dachte und seine Ehre angegriffen sei, daß etwas wie eine Verschöndung aller Menschen gegen ihn in der Luft schwebte.

Kaum war Kübler weggegangen, als ein Briefchen vom Kassenverwalter kam, der Diethelm daran erinnerte, daß das Geld, das in sechs Wochen fällig war, er bereits anderweitig versagt hätte. „Der hat auch was,“ knirschte Diethelm, den Brief in die Tasche steckend, und hatte er in diesem Augenblick ein Verbrechen an der ganzen Welt begehen können — es wäre ihm eine Lust gewesen.

Siebentes Kapitel.

Der Schnee wirbelte um ihn her, und Diethelm fuhr durch die Nacht dahin heimwärts, seine Wangen glühend, und die Schneeflocken, die darauf fielen, konnten die Blut nicht verlöschen. Am ersten Berg hielt er an, öffnete den Kutschentruhe, aber nicht um seinen Inhalt, verborgen vor jedem Späherauge, zu zerstreuen, er legte drei Kerzen noch zu dem Kienholz. Er fühlte einen Stich durchs Herz, und doch bewegte ihn ein freudiger, erfindungsreicher Gedanke: diese Kerzen brennen eine volle Tag- und Nachtlänge, mit ihnen läßt sich verdammt etwas bewirken.

Im Schritt den Berg hinansteigend, überdachte Diethelm sein ganzes, vergangenes Leben. Er spürte ein Jucken in den Augen, als er seinen Eltern und allen seinen Angehörigen bereitete hatte; und plötzlich stand es vor ihm, daß sein Bruderskind in Elend verkommen, wenn er nicht dem Kübler zur Anstellung verhelfe. Alles, was er tue, sei ja zum Guten. Und jetzt war es, als sähe er seine Franz, wie sie unter den Menschen herumgestoben würde, die kein Erbarmen haben, und sich selber sah er muß sein.

Seute lehrte Diethelm freiwillig auf der letzten Herberge ein. Es war ihm hier nicht mehr wie in einem verzauberten Hause zu Mutter: alles hatte einen freundlichen Anschein, und das behagliche und wohlgenutete Wesen des Wirtes sprach es deutlich aus, daß man nach einer solchen Tat wieder frisch auf leben kam. Diethelm suchte sich immer mehr einzureden,

daß der böse Leumund die Wahrheit verleihe und dieser Wirt ein Brandstifter sei. So sah Diethelm in sich gefahrt und mit glänzenden Augen umschauend, als ein alter Bekannter, der Neppenberger, eintrat und seinen Glückstern pries, daß er ihm einen Weg erspare, den er eben zu Diethelm machen wollte. Er berichtete, wie er endlich einen willigen Käufer gefunden, der den gesamten Wollvorrat zu einem Preise übernehme, bei dem für Diethelm sich noch ein mäßiger Gewinn sich ergab. Neppenberger hatte ein so lebendiges Mundstück und wußte es durch Weinzufuhr immer wieder neu zu beleben, daß er gar nicht merkte, als hätte er gar nichts gehört. Denn Diethelm war es in der Tat, als treibe der Teufel sein Spiel mit ihm. Kaum gibt er ihm die Kerzen in die Hand und erregt in ihm einen erfindungsreichen Gedanken, da kommt die Versuchung und will alles zum leeren Possenspiel und zu nichts machen. Ist darum alles Bedenken und alles innere Zagen überwunden, damit alles ein eitles Spiel um nichts sei?

Darum mutete diese sonst frohe Kunde Diethelm jetzt mit Betrübniß an, und er knirschte innerlich vor Zorn, wie ihm die Rechtfertigung vor sich genommen war, da sonst kein anderer Ausweg blieb. Wie zum Schluß öffnete ihm jetzt die schlechte Welt einen Ausweg, den er doch nicht mehr einschlagen konnte. Einen großen Schied wollte er machen, und was soll jetzt ein kleiner Gewinn? Der spielte ihm die Möglichkeit einer völligen Rettung aus der Hand und überließ ihn fort und fort den tausend kleinen Pladerien, deren Ende gar nicht abzusehen war. Darum mußte geschehen, was beschlossene ist.

Als erriete er Diethelms Gedanken, sagte der Neppenberger jetzt:

„Gut einmal den Wirt an. Sitzt er nicht da so unschuldig und fromm wie der heilige Feiertag, und doch weiß er, was er getan hat, und hat sein Haus angezündet und beim Brandlöschen sich einen nassen Finger gemacht, und alles abgewischt, was angefreit gewesen ist. Jetzt hat er ein neues Haus und bar Geld statt Schuppen.“

„Wer weiß, wie es ihm zu Mute ist,“ erwiderte Diethelm, sich mit der Hand hin und her durch das Halstuch fahrend, als wollten die Worte nicht heraus.

Der Neppenberger lachte laut und sagte: „Glaube mir, wenn alle Leute, die was Ungrades getan haben, frumm gingen, da könnte sich ein Aufrechter ums Geld sehen lassen.“

„Ich will nichts mehr davon hören,“ sagte Diethelm streng verweisend und sprach nun von dem Verkauf, zu dem er sich willfährig zeigte. Er wußte nicht recht, warum er das tat, aber so viel war ihm klar, er mußte scheinbar darauf eingehen, um nicht Verdacht auf sich zu lenken. Auf diese Rücksicht wollte er fortan alle Klugheit verwenden, und er war im Innern stolz darauf, wie weit er es bereits in der Verstellungskunst gebracht hatte. Diethelm nahm den Neppenberger mit nach Buchenberg, und da der abgehaute Mann keinen Mantel besaß, gab er ihm eine Pferdebede, in die derselbe sich behaglich wickelte. Diethelm aber fröstelte es bei dem Gedanken, daß auch er einst wie dieser einer geliebtenen Pferdebede sich freuen könne, und wie er Peitsche und Leitseil in die Hand nahm, sprach es in ihm: darum muß geholfen werden, so lange ich das noch festhalte.

Der Neppenberger entschloß sich bald, aber Diethelm wurde von mühsamen Gedanken wach gehalten. Zum Scheine verlaufen und vor den Leuten sich höchlich darob freuen, aber vor der Ablieferung noch alles in die Luft sprengen und mit der hohen Versicherungssumme sich wieder flott frisch machen, das war die Bestimmung, die endlich so fest stand, als wäre sie gar nicht die Geburt seines eigenen Entschlusses, — und so ruhig ward er dabei, daß er die Peitsche neben sich steckte und die des Weges gewohnten Pferde laufen ließ und in Schlaf versank wie ein Kind nach dem Nachgeben. In Unterhaltungen vor dem Wirtshaus hielten die Pferde an, und Diethelm erwachte. Taumelnd schaute er auf und mußte sich besinnen, wo er war. Im ersten Augen-

blick erschien ihm die weißverhüllte Gestalt neben sich wie ein Geipens. Im Dorfe schlief alles, und niemand bemerkte das Anhalten eines Fuhrwerks, nur Neppenberger erwachte, als Diethelm mit einem plötzlichen Ruck im gestreckten Trab davonfuhr.

„Wenn ich nur so ein Küstler hätte wie du,“ sagte der Neppenberger, „wenn ich meine stehige Jahre da hüben so rumfahren könnte.“ Und wie nun Diethelm immer weiter sein Glück priesen hörte, und wie der Neppenberger erzählte, wie ein elendes Leben er führe, empfand Diethelm immer mehr ein Wohlgefühl, daß er den Mut und den rechten Weg gefunden habe, sich eine heitere, sorgenfreie Zukunft zu sichern. Als der Neppenberger seine Peitsche gestopft hatte und jetzt Feuer schlug, fiel Diethelm im Anschau der springenden Funken der Traum ein, den er soeben gehabt: er ging über eine große, weite Seide, und es regnete Funken, sie flogen ihm ins Gesicht und auf den blauen Mantel, aber sie zündeten nicht. Und er ging darunter weg, als wären es Schneeflocken, und weiter hinaus in der Ebene standen Funkenfäulen und strömten auf und nieder, und plötzlich stand sein Vater vor ihm und sagte lächelnd: es regnet Gold — da hielten die Pferde an, dahin war das Traumgeflücht. Träume gelten zwar nichts, sagte Diethelm, aber dieser hat doch eine gute Vorbedeutung.

(Fortsetzung folgt.)

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Tagespruch.

Vom Uebermaß der Luft
Wird Leid hervorgebracht;
Das Auge selber weint,
Sobald man heftig lacht.

Rüder.

XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX
XXXXXXXXXXXXXXXXXXXX

Die schlechtesten Köchinnen der Welt.

Die Londoner machen mit Regelmäßigkeit von Zeit zu Zeit „Entdeckungen“. Jetzt haben sie herausgefunden, daß die Mädchen und Frauen Londons „die schlechtesten Köchinnen der Welt“ seien, und der Schmerz hierüber gebärdet sich gar laut und heftig. Denn die Töchter Albions nehmen derartige Beschuldigungen nicht schweigend hin. Die ungeschicktesten, in Wasser gekochten Hammel- und Roastbœufsteulen, sein schlimmer Kaffee — in der ganzen siebenmillionenstadt ist fast nirgends eine wirklich gute Tasse Kasse aufzutreiben — sind ja allgemein bekannt. Und bei den zahllosen Entgegnungen auf die schredliche Anklage sieht eines unverkennbar durch: daß die Durchschnittsbritin ein zu unabhängiges, ungeduldisches, selbständiges Geschöpf ist, um sich der Mühe zu unterziehen, ein ordentliches, gediegnes, nach allen Regeln kulinarischer Kunst hergestelltes Essen auf den Tisch zu setzen. Wenn sie nicht von vornherein etwas Sicheres von einer Speise weiß, mag sie auch weiterhin nichts davon wissen! In einem dieser bezeichnenden Briefe heißt es: „Sie will nicht lernen. Sie will nichts ausprobieren. Sie besitzt eine so enorme Portion Eigendünkel, daß alles, was man ihr zeigen will, was sie jedoch nicht kennt, von ihr mit der wegwerfenden Bezeichnung „Stumpfheit!“ abgetan und für immer verworfen wird.“ Diese Anklage stammt nun nicht von einem Herrn, sondern von einer Dame!

„Da die Töchter des Inselreiches sich nun samt und sonders für geborene Ladies halten,“ lautet die Anklage weiter, „ist auch ihre Verwendungsart beim Kochen empörend.“ Man beachtete sie, in höchst leichtsinniger Weise die „Kochmaterialien“ zu verschleudern, und tatsächlich weiß die Engländerin mit zahlreichen Ueberresten nichts anzufangen, aus denen eine tüchtige deutsche Hausfrau noch eine Mahlzeit herstellen kann, denn die Verwertung der Ueberreste widerspricht ihren besseren Gefühlen und wäre „unästhetisch.“ Aus zahlreichen Beschwerdebriefen spricht

ein Gattenelend sondergleichen. Die braven Männer wagen es nicht, zu Hause ihren Frauen ruhig zu erklären: „Jawohl! Ihr seid die schlechtesten Köchinnen der Welt!“ Und so schütten die Aermsten ihr Herz in den Zeitungen aus. Eine jammervolle Hoffnungslosigkeit tritt uns daraus entgegen — die nämlich, daß es niemals, niemals besser werden wird! Die Frau wird stets den süß sein sollenden Pudding neu versetzen, den Fisch abbräuen, ohne sein Innere zu entfernen, den deliziosen Lambraten nicht richtig kochen oder gar verbrennen und dem dürftigen Gatten anstatt des herrlich duftenden, aromatischen Kaffees stets nur eine wässrige-bünne Brühe vorsetzen. Und sie wird ihm dabei stets entgegenhalten, er möge sich doch glücklich schätzen, all das zu bekommen, wo sie durch die Verrichtung des Hauses sowieso schon überbürdet sei. Er kann nicht tun, was alle guten Londoner Restauranten tun, die englishesten an der Spitze: sich einen ausländischen Koch oder eine ausländische Köchin nehmen.

Und wehe ihm, wenn er zu murren wagt. Dann ist er, nach den Begriffen der Londoner Hausfrau — kein Gentleman! Und jeden anderen Vorwurf, sogar den, daß er nicht Fußball oder Cricket spielen kann, erträgt ein Briten tausendmal eher!

Der Mörders.

Aus dem Leben einer Gouvernante.
Von Fr. C. v. Wiedede.

(Fortsetzung.)

„Na, so ist es recht, jetzt lachen Sie doch wieder,“ sagte er, indem er einen Stuhl ans Feuer zog: „ich möchte noch kein Licht gebracht haben: ich liebe die Dämmerstunde und das Zwielicht sehr — das heißt, wenn Sie nichts dagegen haben, Fräulein.“

Ich versicherte ihm, daß auch ich es liebe, was er schon daraus schließen konnte, daß ich nochnicht nach der Lampe gerufen habe. Dann trat eine kurze Pause ein, worauf ich ihn fragte, ob er den Abend angenehm zugebracht habe.

„O ja, ziemlich heiter,“ erwiderte er: „es war eine recht gute Gesellschaft bei Darnlebs; Sie wissen aber, daß ich kein Freund vom langen Sitzenbleiben bei Tische bin, und deshalb verabschiedete ich mich bald.“

Dann trat wieder eine Pause ein: ich hatte den jungen Mann nie so still gesehen, und in seinem Benehmen lag eine Unsicherheit, die mich darauf schließen ließ, daß er mit etwas umgehe, das er nicht recht zusammenbringen konnte. Wie wenig ahnte ich, was ihn beschäftigte! Auch auf mir lag eine Befangenheit, welche mich keinen passenden Gegenstand finden ließ. Plötzlich zog Hugo seinen Stuhl näher zu mir heran.

„Fräulein Maria,“ begann er in einem auffallend nachdrucksvollen Tone, „eines ist gewiß — und so abgebrochen es Ihnen auch erscheinen mag — heute Abend muß ich mit Ihnen reden. Gerade deshalb bin ich früher aus der Gesellschaft fortgegangen, und länger kann ich es nicht hinaufstellen. O, ich bitte Sie, hören Sie mich an; Sie wissen es ja schon lange und haben es selbst empfunden, daß ich Sie —“

„So! da bist du, Flüchtling!“ rief plötzlich die eintretende Mutter hinter uns mit fröhlichem Lachen: „mir so durchzugehen, mein lieber Junge; du bist heute kein sehr galanter Ritter gewesen.“

Ueberrastet waren wir beide aufgesprungen. Wie dankbar war ich jetzt für das Halbbunkel, das uns umhüllte, wie dankbar dem jungen Manne für die bereiteten Worte: „Gerade in diesem Augenblick bin ich ins Zimmer getreten, liebe Mutter.“

Am nächsten Morgen ließ mich Mrs. Pemberton bitten, meinen Zöglingen einen Feiertag zu geben und sie auf einem Ausfluge ins Dorf zu begleiten. Ich willfahrte ihr gern wie immer und eilte zu ihr in den dem Wege durch den Park auf Robert und Hugo, und letzterer sprach aufgeregt und heftig zu seinem Bruder.

„Was gibt es, lieber Hugo?“ fragte die

besorgte Mutter; „ich sah dich noch nie so außer dir, wie heute.“

„Außer mir, — was Wunder, wenn ich sehen muß, wie der infame Tompkins wieder gewilbert hat!“

„Mäßige dein Temperament, mein Sohn,“ sagte Mrs. Pemberton.

„Bei so etwas kann auch der kaltsblütigste Mensch aufbrausen,“ entgegnete er. „Es ist ein anderes Ding, wenn Herren große Gehege halten und ihr Wild füttern, während die Armen Hunger leiden. Da muß man als Mensch jedem das Recht einräumen, sich zu helfen. Wenn aber von unserer Seite alles geschieht, um der verdienenden oder unbedienenden Armut zu steuern, sollten die Kerle meinen kleinen Wildpark, der nichts ist als eine Liebhaberei und ein Zeitvertreib, verschonen und uns nicht mit Unland belohnen.“

„Du hast darin freilich Recht, mein Sohn,“ entgegnete die Mutter, „und wir wollen auf Mittel sinnen, es zu ändern.“

„Ja, ganz gewiß werde ich es ändern,“ sagte er; „ich werde von jetzt ab selbst Wildhüter sein, und Gott sei Mr. Bill Tompkins gnädig, wenn er mir in die Hände fällt; ich sorge ihm für sechs Fuß Boden als Lede.“

Eine Stunde darauf begegnete ich den beiden Brüdern in der Halle und hörte Hugo zu Robert sagen: „Ich glaube, daß der heutige Abend ebenso günstig sein wird, wie irgend ein anderer.“

Robert erwiderte besahend und fragte mich, ob ich nicht wisse, wann seine Mutter am Abend ausfahren würde. Ich gab die gewünschte Auskunft und ging in mein Zimmer.

Am Abend zog ich mich nach dem Essen zurück, weil ich einem Alleenstein mit Hugo aus dem Wege gehen wollte. Um die Zeit hinzubringen, die jetzt schwer auf mir lastete, suchte ich in der Beantwortung eines Briefes meiner teuren Mutter Trost und Unterhaltung zu finden und sprach darin die Bitte aus, mir in meiner peinlichen Stellung zu raten. Wie hatte ich mich in meinem Leben so einfach und verlassen gefühlt, und es gewährte mir daher eine große Beruhigung, dem Papiere den ganzen Kummer und den tiefen Schmerz meiner hoffnungslosen Gefühle anvertrauen zu können.

Nachdem ich den Brief beendet und verschlossen hatte, schlich ich in die Halle hinunter, um denselben in den am anderen Tage abgehenden Briefsack zu stecken. Im Begriffe, in mein Zimmer zurückzulehren, sah ich die in den Park führende Tür offen, und die kühle Abendluft tat meinen glühend heißen Wangen so unendlich wohl, daß ich beschloß, meinen Schatz zu holen und in einem Spaziergange durch den Garten mein erhitztes Blut zu beruhigen. Ich wählte dazu die abgelegenen Wege, wo ich mich vor jeder Begegnung zu dieser Stunde sicher wußte.

Es war eines dunklen Septemberabends, und der kalte Wind trug schon den frostigen Hauch der nördlichen Schneeregionen und des annähernden Winters zu uns her. Schwere Wolken lagen am Himmel, und nur am östlichen Horizont deuteten einige helle Streifen auf den aufgehenden Mond.

In der Einsamkeit der düsteren Landwege ging ich auf und ab, und die Stille der Nacht wirkte wohltuend auf meine aufgeregten Nerven. Ich hatte mich entschlossen, bis ich Antwort von meiner Mutter bekommen würde, Hugo Pemberton auszuweichen und gegen niemand mein gebrühtes Herz auszulassen. Die Nachtluft ward mir aber bald unangenehm; es fröstelte mich, und ich wendete mich wieder dem Hause zu. Im Begriffe, in den Hauptweg einzulenken, sah ich unfern von mir, da, wo der Park an den Garten stieß, den Schein einer Laterne. Was hat das zu bedeuten? fragte ich mich selbst. Sollten es Wilddiebe sein? Unmöglich, denn nach Hugos Aussage war es nur Bill Tompkins, welcher in den Park zu bringen pflegte, seine Besuche aber auf das Gehege beschränkte, welches sich auf der anderen Seite der Befestigung befand.

Ohne Zögern beschloß ich, der Stelle näher zu gehen und die Männer zu beobachten. Langsam von Baum zu Baum schleichend, um mich nicht zu verraten, kam ich zu dem Orte, wo die Laterne am Boden stand. Aber keine